Tagungsbericht

dgv-Kongress »Kultur_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen«

38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 21.–24. September 2011, Tübingen[1]

Vorbemerkung

Die Leerstelle im Titel des 38. Kongresses für Volkskunde »Kultur_Kultur« aufgreifend bezieht der nachfolgende Text »Stimmen« weiterer KongressbesucherInnen sowohl zu inhaltlichen als auch zu atmosphärischen Reflexionen der Tagung mit ein und ist damit eher eine polyphone Collage als eine singulär gewichtete Darstellung der Vorträge. Die Idee, in den Pausen und an den Abenden kurze Kommentare von KollegInnen aufzuzeichnen und in den Tagungsbericht einfließen zu lassen, entstand durch diverse Gespräche mit KollegInnen im Vorfeld, die anregten, den Tagungsbericht doch etwas ›bunter‹ zu gestalten. Natürlich liegt in der Auswahl und der Anordnung der anonymisierten ›Stimmen‹ eine gewisse Selektion und Subjektivität, und sicher wurden auch durch das Sammeln von O-Tönen nicht alle Aspekte und Perspektiven eingeholt. Ausgewählt wurde jedoch ein möglichst breites Spektrum an Kommentaren sowie Stimmen, die Reflexionen, Lob oder Kritik vertreten. Die Stimmen geben nicht zwangsläufig meine persönliche Meinung wieder – was ich im Sinne einer polyphonen Rückschau jedoch auch nicht angestrebt habe. Der Kongress lebte von einer Vielfalt an Themen und AkteurInnen, und ich würde mich freuen, wenn es mir gelungen ist, einen Eindruck dieser Vielfalt – die durchaus auch Widersprüche beinhaltet – vermitteln zu können.

1 Teile aus diesem Artikel sind als Tagungsbericht zum 38. dgv-Kongress, der gemeinsam mit Cornelia Kühn (Berlin) verfasst wurde, in der Zeitschrift für Volkskunde 108 (2012) H. 1 veröffentlicht. Mein herzlicher Dank gilt ihr für die Zusammenfassung und Darstellung der Plenarvorträge und verschiedener Beiträge aus den einzelnen Panels sowie für den konstruktiven Austausch über die Auswahl der integrierten O-Töne und atmosphärischer Details.

Der Rahmen

Das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen hatte dazu eingeladen, die »kulturale Wende im Fach einer umsichtigen Evaluierung zu unterziehen« und zu fragen, wie sich eine Kulturwissenschaft »rüsten« könne, die für sich einerseits eine »selbstkritische Zuständigkeit für Kultur reklamiert« und andererseits auf die »veränderten Bedingungen für ein Verstehen der kulturalen Dimension der sozialen Welt« zu reagieren hat.[2] Diese auf den ersten Blick gegensätzlichen Felder spiegelten sich dann auch in den breit gefächerten Vorträgen und Diskussionen während der drei Kongresstage und -abende. Einerseits wurde das Nicht-Loslassen-Können vom Kulturbegriff sichtbar, andererseits eine grundlegende Skepsis gegenüber dem Kulturbegriff bis hin zur radikalen Abwendung. Einige der über 400 KongressbesucherInnen waren gekommen, um »dieses Chaos von verschiedensten Kulturbegriffen aufgelöst zu sehen«. Andere wiederum waren verwundert, dass man der Diskussion um Kultur eine so prominente Stellung einräumt: »Ich war schon überrascht vom Thema, weil ich eigentlich davon ausgegangen bin, dass der Kulturbegriff so totkritisiert worden ist, dass er nicht für einen ganzen Kongress herhält. Darüber hab ich mich dann aber wiederum auch gefreut.«

Die Diskussion um Kultur im Fach ist nicht neu, darauf verwies *Reinhard Johler* (Tübingen) bei der Eröffnung des Kongresses in der Neuen Aula der Eberhard Karls-Universität. Neben der Rückschau auf vergangene Tagungen, die seit 1971 fast alle »Kultur« im Namen getragen hätten, erinnerte er auch an die Verbindung von Thema und aktuellem Tagungsort: Vor 40 Jahren fand in Tübingen mit der Umbenennung des Ludwig-Uhland-Instituts vom »Institut für Volkskunde« in das »Institut für Empirische Kulturwissenschaft« der »Abschied vom Volksleben« statt. Mit diesem programmatischen Schritt wurden damals Kultur und Gesellschaft zum Gegenstand einer gegenwartsorientierten Alltagsforschung gemacht. Beim 38. Kongress der dgv sollte nun, so Johler, unter dem Stichwort »Kultur denken« vor allem über Konzepte von Kultur, unter dem Stichwort »Kultur forschen« über Methoden zur Erforschung von Kultur bzw. kultureller Praxis und schließlich unter dem Stichwort »Kultur darstellen« über Repräsentationen von Kultur diskutiert werden. Auf den Unterstrich zwischen den beiden Kultur-Begriffen im Kongresstitel ging *Bernhard Tschofen* (Tübingen) in seinem Plenarvortrag am dritten Tag des Kongresses näher ein: Dieser sei weder als Gegenüberstellung noch als Plural zu verstehen. Theoretische und alltägliche Dimensionen von Kultur sollten vielmehr gleichrangig betrachtet werden. Dazu gehöre ebenso das

2 Einladungstext zum Kongress: http://kulturkongress-tuebingen.de/ [Abruf v. 07. 09. 2011].

»selber in Kultur sein« der KulturwissenschaftlerInnen wie das »mit Kultur handeln« verschiedener außerwissenschaftlicher Akteure.

Die Unterteilung in Kultur »denken«, »forschen« und »darstellen«, die einige Panels explizit im Namen trugen, schuf eine bestimmte Ordnung, die sich in den Themenschwerpunkten und damit auch in den Grenzziehungen zu anderen Themen der einzelnen Vortragenden und Teilnehmenden recht gut widerspiegelte. Es scheint kaum der Rede wert zu erwähnen, dass diese Unterteilung eine vereinfachte und insofern künstliche Trennung darstellte, die jede Form von Strukturierung zwangsläufig mit sich bringt. Dennoch zeugen die unterschiedlichen Reaktionen der TagungsteilnehmerInnen darauf auch von verschiedenen Tendenzen im Fach. So ließen sich einerseits »thematische Wanderströme« von KongressbesucherInnen ausmachen, die in den durch die Kongresskategorien geordneten Bahnen wanderten und die Chance nutzten, sich mit thematisch nahe stehenden KollegInnen auszutauschen. Andererseits wurden QuerläuferInnen, BrückenschlägerInnen und GrenzkritikerInnen gesichtet, die den Mehrwert einer Fachtagung eher im Verzahnen als im Spezifizieren sahen: »Also, eine Sache ist doch echt total blöd: diese Aufspaltungen. Da hast du Museum, da hast du Kunst, da hast du Ethnografie, da hast du Migration. Es ist schade, dass das so in Sparten ist, und eigentlich würde die Befruchtung doch darin liegen diese Sachen dann zusammen zu bringen.« Aber auch Kritik an dieser Kritik war zu hören: »Ich sehe schon, dass hier Felder vernetzt werden […] und ich hatte bei anderen Kongressen viel mehr den Eindruck, dass aneinander vorbeigeredet wurde. Das ist für mich bisher hier nicht der Fall.«

Insgesamt waren die Erwartungen an den Kongress hoch – gerade wegen der ›Neuauflage‹ der Kultur-Diskussion und »weil's doch um eine recht grundsätzliche Bestimmung gehen soll«. Die Auswahl der Plenarvorträge wurde als »sehr ansprechend« gewertet und auf Kontroversen und den Beginn eines »gemeinsamen Diskussionsprozesses« gehofft. Festzuhalten bleibt auch, dass der Kongress mit Alternativangeboten nicht gegeizt hat und damit Bezugspunkte für jede/n bot: »Ich hab mich einfach gefreut, mal wieder nach Tübingen zu kommen und finde die Kongressatmosphäre sehr schön – angefangen vom schönen Empfang mit Maultaschen. Gerade so ganz banale Dinge sind unheimlich wichtig und die sind alle ganz toll organisiert!«

Die Vorträge

Sowohl zu Beginn als auch am Ende des Kongresses wurde in der Großen Aula laut über Kultur nachgedacht: Das Fazit von *Rolf Lindner* (Berlin), der den Eröffnungsvortrag hielt, und von *Walter Leimgruber* (Basel) in seinem Abschlussvortrag war ähnlich: Beide

stellten sich gegen eine radikale Abkehr vom Kulturbegriff, wobei Rolf Lindner die Relevanz der Relationalität und somit der Kulturwissenschaft als Differenzwissenschaft hervorhob und Walter Leimgruber die KollegInnen aufforderte, endlich das Büßerhemd auszuziehen und weniger an unserem reflexiv verwendeten Kulturbegriff, der doch im Grunde allen gemein sei, zu zweifeln.

Rolf Lindner begann seinen abendlichen Eröffnungsvortrag mit der Frage: Was steht bei den gegenwärtigen Debatten über ›Kultur‹ auf dem Spiel? – geäußert von Marshall Sahlins 1998 auf dem Höhepunkt der anthropologischen Kulturdebatte. Seinen Sahlins zitierenden Vortragstitel »Two or three things that I know about culture« hatte er für sein früh einzureichendes Abstract gewählt, um bis zuletzt Freiräume für den Inhalt des eigentlichen Vortrages zu haben – so Lindner zur Erklärung. Als Ausgangspunkt seines Vortrages wandte sich Lindner nun den Paradigmenwechseln zu, um anhand verschiedener Beispiele die Unverzichtbarkeit von »Kultur« im epistemologischen Sinne vorzuführen. Dafür skizzierte Lindner die Biografien und Forschungsperspektiven, die Lebenskonzepte, den Bezug zu gesellschaftlichen Normen und die Eingebundenheit in kulturelle Gruppen von Franz Boas und seinen Schülerinnen Margarete Mead und Ruth Benedict, von Elsie Clews Parsons, der ersten Frau an der Columbia University, aber auch von Albert Einstein, von Raymond Williams, Stuart Hall, Richard Hoggart sowie von Lila Abu-Lughod und Homi Bhabha. Er bezeichnete die WissenschaftlerInnen als kulturelle DissidentInnen ihrer Zeit, die eine kritische Haltung gegenüber gesellschaftlichen Konventionen hatten und die eigenen Grenzen überschreiten wollten oder aber die Erfahrung einer »In-Betweeness« mitbrachten. Neues – so Lindners Argumentation – entstehe meist nicht innerwissenschaftlich, sondern oft als Gegenbewegung, durch äußere Einflüsse oder fachliche Randseiter. Das »Problem« mit dem Kulturkonzept sah er weniger im Fach selbst als vielmehr in der Rede von der Kultur im öffentlichen Diskurs, wo diese eine Real-Essenzialisierung erfahre. Es sei aber gerade der heuristische Wert des Kulturkonzepts, dass es auf andere verweise, und somit sei Kultur nie realessenziell, sondern immer relational.

Walter Leimgruber schloss die Klammer des Kongresses mit einer Anspielung auf Rolf Lindners Einstieg. Der Schlussvortrag, so Leimgruber, hätte den Vorteil, dass man gar keinen Titel suchen und kein Abstract einreichen müsse – lange bevor man wisse, worüber man reden möchte. Er habe nun aber umgekehrt den Nachteil, dass man bis zu dem Moment des Vortrages nicht wisse, über was man reden müsse; klar sei jedoch, dass die Zeit »nach der Kultur« kurz bevorstünde: »Nach mehr als 70 Stunden Kultur_Kultur kann ich nur sagen: Willkommen im postkulturellen Zeitalter, das in rund einer Stunde beginnt und für sie alle hoffentlich bis zum Montagmorgen dauern wird.« Nach diesem humoristischen Einstieg nahm Walter Leimgruber die Kongress-

teilnehmerInnen mit zu einem kleinen Ausflug durch die »wie in einem botanischen Garten blühenden Kulturbegriffe«. In historischer Rückschau benannte Leimgruber dabei verschiedene Strömungen im Fach und kontextualisierte diese mit der Gesellschaft, die das jeweilige Kulturverständnis geprägt hatte. Dann schlug er sehr gekonnt den Bogen zu den Konzepten und Anregungen, die der Kongress geboten hatte. Die Tagungsleitkategorien wollte er um das Attribut »partizipieren« erweitert wissen, um dann zur Gretchenfrage des Kongresses zu kommen: der Kultur_Kultur. Ein gemeinsames Verständnis von Kultur sei für ihn bei den noch so unterschiedlichen Themen des Kongresses völlig unmissverständlich gewesen, so Leimgruber, es hätte bislang nur niemand explizit formuliert: »Wir vertreten einen praxeologischen Ansatz, der das Handeln der Menschen und das Herstellen von Kultur in den Blick nimmt. Kultur ist kein Teilgebiet der Wissenschaft sondern ein Zugang. Kultur ist eine ganz spezifische Perspektive auf die Gesellschaft.« Die Zeit der Dichotomien, der starken Gegensätze, aber auch der längeren Kontinuitäten sei vorbei. Demzufolge müsse nicht nur die Migrationsforschung entmigrantisiert werden, wie es im Panel IV »Nach der Dekonstruktion – Neuere kulturtheoretische Überlegungen in der Migrationsforschung« von *Regina Römhild* (Berlin) gefordert wurde, sondern alle anderen Felder müssten ebenfalls aus ihrem relativ festen Rahmen gelöst werden – ein *studying through* durch alle Bereich der Gesellschaft sei von Nöten. Entsprechend plädierte Leimgruber abschließend für eine »Entgrenzung unseres Faches und seines Kulturverständnisses.«

Für Migration und somit auch für die Migrationsforschung ist die Frage nach Kultur als eine der seit Jahrzehnten wirkungsmächtigsten Ordnungsvorstellungen besonders evident. *Brigitta Schmidt-Lauber* (Wien) betonte daher eingangs in Panel IV, dass die Referentinnen Regina Römhild, Sabine Hess und sie selbst den Bereich Migrationsforschung nicht als Sonderforschungsbereich oder als Spezialfall sehen wollten, sondern er, so auch viele andere Stimmen im Fach, in den Gesellschaften der Spätmoderne der Normalfall sei und der Gesellschaft grundlegende Impulse gebe. Seit 1985 lässt sich ein steigendes Interesse an Migrationsforschung im Fach ablesen, was nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit einschneidenden global ausstrahlenden politischen Ereignissen der letzten 20 Jahre steht. Dabei wird Kultur im Sinne eines (ethnisch-nationalen) Kulturkonflikts oder eines »Kampfes der Kulturen« zum Erklärungsmodell oder zumindest zu einer zentralen Bezugsgröße gemacht. Die »Ethnowissenschaften« fühlten sich, so Brigitta Schmidt-Lauber, hinsichtlich der schwierigen Verzahnung von Migration, Identitätszuschreibungen und Kulturalisierungen besonders verpflichtet, diese aufzulösen. Ein breiterer Blick auf Migration, der sowohl kleinräumige PendlerInnen als auch eine hochmobile Elite betrachtet, der auf die Institutionen schaut, die Diskurse über Mobilität reflektiert und historisch kontextualisiert, sei unerlässlich. In diese Richtung

argumentierte auch *Regina Römhild* (Berlin) mit dem Vorschlag, Migrationsforschung zu entmigrantisieren und die Gesellschaft zu migrantisieren, was in der weiterführenden Konsequenz zu einer Perspektivverschiebung führen sollte – dem Forschen aus der Perspektive der Migration. *Sabine Hess* (Göttingen) machte sich für einen ähnlichen Blickwechsel stark und sprach von der vierten Phase der Migrationsforschung, denn erstmalig werde nicht mehr »MigrantInnenforschung« betrieben. Allerdings merkte sie kritisch an, dass dieser Perspektivwechsel theoretisch sehr elaboriert und ausdifferenziert sei, methodisch bzw. praxeologisch jedoch immer wieder ethnische Sample bzw. kulturalisierende Zugänge gewählt würden. Auch im Panel IX wurde dies von *Pia Thattamannil* (Marburg) herausgearbeitet. Außerdem forderte sie, in der Migrations- und Diversitätsforschung weniger nach der Konstruktion von Differenz zu schauen, sondern vielmehr nach der Aufrechterhaltung von Hierarchien.

Leimgrubers These vom »Ende der Dichotomien« lässt sich auch auf den Plenarvortrag des Kultursoziologen *Andreas Reckwitz* (Frankfurt/Oder) beziehen. Reckwitz stellte in dem Vortrag seine Beobachtungen einer neuen Tendenz in den Kulturtheorien zur Diskussion – die Entdeckung der Materialitäten. Am Beispiel der Medientechnologieanalyse, der Akteur-Netzwerk-Theorie, der Theorie des Raumes (*spatial turn*) und der Theorie der körperlich-leiblichen Affekte und Sinne (*affective turn*) skizzierte Reckwitz die derzeitige Theoriearbeit einer Materialisierung der Kulturanalysen. In dem von ihm beschriebenen »*material turn*« wurde dafür in den verschiedenen Forschungsbereichen die Trennung von Materialität und Kulturalität aufgelöst und die Kausalität von Natur-Kultur bzw. von Basis-Überbau-Konzepten infrage gestellt. Gegenwärtig wird nun – so seine These – das wechselseitige Bedingen und Beeinflussen von Affekten auf den Körper, von technischen Aufbauten auf die Inhalte des Mediums und die Einwirkung von technischen Artefakten in die sozialen Praktiken beobachtet und als Arrangement und Geflecht, in dem sich Kultur und Materialität verbinden, analysiert. Die Reaktionen des Publikums auf den Vortrag waren zweischneidig: Einerseits gab es sehr positive Rückmeldungen zu dieser in sehr zurückhaltender und dabei sehr kompetenter Art vorgestellten Beobachtung. Andererseits gab es aber auch Erstaunen darüber, wie ein aus der Sicht mancher Fragenden altbekanntes Feld – die Materialitäten – als »Neuentdeckung« bewertet werden konnte. Eine Kontroverse zwischen den Befürwortern der neuen Perspektive auf Materialitäten im Vergleich zur ›alten‹ Sachkulturforschung der kritisch Fragenden fand aber leider aus Zeitmangel nicht statt.

Eine Verbindung von ›klassischen‹ Forschungsfeldern mit neuen Forschungsperspektiven gelang *Bernhard Tschofen* (Tübingen) in seinem Plenarvortrag »Selbstbeschreibungen beschreiben? Zur Kulturanalyse des Kulturgebrauchs«. Anhand verschiedener Forschungsbeispiele des Ludwig-Uhland-Instituts stellte er das »Kulturwissen« der

Akteure zu der Spezifik des Raumes, zu Herkunftsgebieten und regionalen Besonderheit vor und befragte dieses nach den jeweiligen Verwendungszusammenhängen und marktwirtschaftlichen Effekten. Mit Beispielen von Agrarerzeugnissen, die durch die geschützte Bezeichnung des Herkunftsgebiets als regionale Spezialitäten angeboten werden und von der spezifischen Verwendung der Dialekte skizzierte Tschofen das »Handeln mit Kultur« in der touristischen Gegenwart, wobei er besonders auf die Wissenszirkulation von Kulturwissen aus der Wissenschaft in einen breiteren Aktionsraum aufmerksam machte. Diese Verbindung der als »traditionelles Forschungsgebiet« bezeichneten Tourismusforschung mit »neuen theoretischen und methodischen Ansätzen« fand eine der von uns eingefangenen Stimmen »sehr, sehr gut«: »Ich finde ein Stück weit muss doch so ein Kongress auch die Leute dort abholen, wo sie stehen, um sie dann mit neuen Perspektiven zu konfrontieren: toll! Es ist ja 'ne Homologie, wenn du neue Felder nimmst und neue Theorien. Aber die ›alten‹ Felder zu nehmen und zu zeigen: Wir können da anders vorgehen und die nicht zum alten Eisen zu legen – das hat er sehr gut gemacht.«

Das »Argumentieren mit Kultur« wurde in der von *Alexa Färber* (Hamburg) moderierten Sektion auch in den Feldern Wissenschaft, Ökonomie und Politik analysiert. Während *Sabine Eggmann* (Basel) das Kulturkonzept im Fach kritisierte und die »diskursive Disziplinierung« von Kultur zum einen als analytisches Instrument mit dem Subjekt im analytischen Zentrum, zum zweiten als Legitimierung einer gesellschaftsbewusst und gesellschaftsrelevant agierenden volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung und zum dritten als positionierende Kraft im wissenschaftlichen Konkurrenzfeld thesenhaft darstellte, beschrieb *Judith Laister* (Graz) die Verschiebung des Konzepts »Kultur« hin zu »Kreativität« im Bereich städtischer Identitäts- und Marketingstrategien. Am Beispiel der Stadt Graz, die 2003 zur Kulturhauptstadt Europas benannt und 2011 als »City of Design« in das UNESCO Creative Cities Networks aufgenommen wurde, skizzierte sie anhand der jeweils verschiedenen stadträumlichen Interventionen detailreich die vielschichtige Konkurrenz zwischen dem Kunst-Kultur-Bereich und der Kreativwirtschaft, und die dabei stattfindende Verwendung von Kultur als Distinktions- und Kampfargument. *Asta Vonderau* (Mainz) nahm ihre gespannten und zugleich amüsierten ZuhörerInnen mit in die Irrungen und Wirrungen um Jogustine, dem STudienInformationsNEtz der JOhannes-GUtenberg-Universität Mainz. Anhand der eindrücklich beschriebenen Beispiele und mit Bezugnahme auf die Studien zu »Audit Cultures« durch Marilyn Strathern stellte sie die Kontroll- und Verwaltungsmechanismen an den Hochschulen und die damit verbundene Transformation des universitären Lebens dar.

Überlegungen sowohl zu neuen Forschungsfeldern als auch zu neuen Perspektiven und Verbindungen wurden auf dem Kongress auch in weiteren Vorträgen ange-

stellt: In ihrem Plenarvortrag mit dem Titel »Grenzüberschreitungen« beschrieb *Beate Binder* (Berlin) die Wissensproduktion von den – aus dem Wissenschaftsfeld eher ausgegrenzten – Kulturanthropologinnen und Autorinnen Elsie Clews Parsons, Zora Neale Hurston und Gloria Anzaldua. Mit Blick auf die Ausschlussmechanismen von Personen, Wissensfeldern und Perspektiven in der Wissenschaft fragte Beate Binder nach den Differenzkonzepten der in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung marginalisierten Forscherinnen. Die Ähnlichkeit der drei Frauen lag in ihrer Forschungspraxis des Arbeitens in dem Grenzraum zwischen Wissenschaft und außerwissenschaftlichem Leben, zwischen Bewohnerin und Erforscherin des jeweiligen Forschungsfeldes und in dem Pendeln zwischen wissenschaftlichen und literarischen Arbeits- und Repräsentationsformen. Mit der Darstellung der Arbeitsweisen und der zum Teil auch literarischen Forschungsergebnisse dieser Kulturanthropologinnen veranschaulichte Binder deren Reflexion und Nutzung, Verschiebung und Kritik der kulturanthropologischen Kulturkonzepte. Auch im Panel VII zu Kunst und Ethnografie, moderiert von *Klaus Schönberger* (Zürich), wurde die transdisziplinäre Verschränkung von Kunst und Wissenschaft als spannende und erkenntnisreiche Schnittstelle diskutiert und anhand vieler eindrücklicher Beispiele gezeigt. In den Beiträgen wurde die Frage nach dem Kulturbegriff zumeist nicht explizit als solche behandelt, sondern es wurden die Grenzen ethnologischer Methoden und Themen aufgezeigt. Diese wurden wiederum nicht als unüberwindbare Begrenzungen wahrgenommen, sondern als spannende und erkenntnisreiche Schnittstelle. Vielmehr wurde die Vielfalt wechselseitiger Bezüge, die auch von Beate Binder als zentraler Erkenntnisfokus stark gemacht wurde, vorgeführt. Die Beispiele, wie z. B. die Idee des Ortes als Essay oder die Idee des szenischen Forschens, waren ungewohnt und verlangten den ZuhörerInnen eine hohe Konzentration ab, was die Begeisterung für neue Methoden und Felder jedoch nicht schmälerte. »Ganz eindrucksvoll, wirklich ganz toll! Was mich aber doch überrascht hat war, dass sich so viele für so ein Thema interessieren, also künstlerische und ethnografische Forschung, und dass, vor allem bei so einer Dichte an Informationen, so viele so lange drin geblieben sind.«

Regina Bendix (Göttingen) betonte in einem von ihr moderierten und kommentierten Panel I zum »Kulturellen Eigentum« vor allem den interdisziplinären Zugang als gegenseitiges Korrektiv zu eigenen bzw. innerdisziplinären Wertungen und Vorannahmen und beschrieb die durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit stattfindende Reflexion des Forschungsvorgangs als eine »interkulturelle Praxis«, die zusätzlich zur eigentlichen Forschungsarbeit durchgeführt wurde. In dem als Diskussionsforum von *Michaela Fenske* (Göttingen) konzipierten Panel V zur Historischen Ethnografie wurde die epistemologische Verwandtschaft historischer und gegenwärtiger Forschung thematisiert und für eine Offenheit zwischen Gegenwartsforschung und Historischer

Ethnografie bzw. für eine Ethnografie von Geschichte und Gegenwart plädiert. In der Sektion VII fragte *Tanja Bogusz* (Berlin) provokativ, ob man sich nicht generell von den »dichten Beschreibungen« verabschieden solle und stattdessen die Subjektivierung und die spezifischen Akteursinteressen stärker betonen sollte, wobei sie für eine enge Verknüpfung und einen engen Austausch zwischen Soziologie und Ethnologie plädierte.

Das Panel III zum kulturwissenschaftlichen Begriff der Aneignung, moderiert von *Antonia Davidovic-Walther* (Kiel), betonte den performativen Charakter von Aneignungsprozessen und zeigte anhand verschiedener Beispiele die Aneignung als eine Form der Partizipation und der Möglichkeit aktiver, entweder widerständiger oder auch kooperativer, Veränderung. Und in der von *Gisela Welz* (Frankfurt/Main) moderierten Sektion V »Kultur_repräsentieren« wurde nach einer möglichen Öffnung des Museums – als Erfindung und Repräsentationsmodell des Nationalstaats – für transnationale Themen gefragt. Während es hier also stärker um die Frage der Partizipation und Kollaboration zwischen Feld und Forschung ging, setzten andere den Akzent stärker auf eine kritische Reflexion (der Kultur) der Forschenden und der eigenen Forschungspraxis und stellten innovative Forschungsmethoden vor: In ihrem Plenarvortrag hinterfragte *Sabine Kienitz* (Hamburg) die Konzepte des historisch-kulturwissenschaftlichen Arbeitens und deren Auswirkung auf die Forschungsergebnisse. Vor allem in den historischen Forschungen des Faches lägen die Perspektiven zum einen auf der »Geschichte vom ›kleinen Mann‹«, also auf der Darstellung der Marginalisierten und Machtlosen, zum zweiten auf dem Individuum im Sinne eines Heraushebens der beschriebenen Person aus der Masse und zum dritten auf der »Geschichte von unten«, also auf dem Alltag als Forschungsperspektive, wobei meist die z. T. widerständige Aneignung der gesellschaftlichen Normen und Strukturen beschrieben würde. Ihre provokant aufgestellte These der Konstruktion einer »Heldengeschichte« als ein Narrativ der Kulturanthropologie führte zu einer angeregten Diskussion über die Empathie als Forschungsmethode, über nicht (immer) als sympathisch dargestellte »Helden« in den Forschungspräsentationen und über einen derzeitigen Wandel des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses. In etwas anderer Begrifflichkeit wurde dieses Thema auch im Panel IX »(Il)legitimes Wissen?«, moderiert von *Gertraut Koch* (Friedrichshafen) thematisiert. Der/die VolkskundlerIn, so *Simone Stiefbold* (Marburg) ist nicht das Volk und will es auch nicht sein, wird aber dennoch vom Feld berührt.

Die Bandbreite der hier leider nicht vollständig wiederzugebenden Vortragsthemen reichte von Fragen der Musealisierung und Darstellungsweise über visuelle Kultur, Diversity Studies und historische Arbeitsweisen bis hin zu Fragen der Veränderung von Arbeitswelten. Im Panel II »Praxis_Kultur: Wissen und Erleben der Volkskunde in wissensanthropologischer Perspektive«, von *Konrad Köstlin* (Wien) moderiert, wurde

die von einigen TeilnehmerInnen angesprochene Trennung in verschiedene thematische Sphären recht deutlich. Fragen der Musealisierung und Darstellungsweise wurden im Kreis von MuseumsexpertInnen besprochen, Fragen nach der Positionierung zu Kultur, die in anderen Panels Kern der Vorträge und nachfolgender Diskussionen waren, blieben weitgehend außen vor und ein Austausch aus. Dies jedoch nicht deshalb, so meine Vermutung, weil sich die PanelistInnen nicht dazu verhalten wollten, sondern weil in diesem Bereich der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft Kultur nicht so vieldeutig besetzt und umkämpft ist. »Die Skepsis gegenüber dem Kulturbegriff kommt vor allem von Seiten der WissenschaftlerInnen, die eben auch Themen behandeln, die der Ethnologie nahe sind, und es ist ja ein ganz zentrales Problem der Ethnologie, dieser enge Kulturbegriff, und eigentlich nicht einer Volkskunde.« Vielleicht fanden auch deshalb die AktivistInnen der postkulturellen Ära gar nicht den Weg in dieses Panel und hiesige wiederum blieben – und das verbleibt im spekulativen Raum – dem Panel IV fern.

Die Abende

Höhepunkt des Kongresses war sicherlich der Abendvortrag von Barbara Kirshenblatt-Gimblett (New York) zu Ehren Hermann Bausingers. Sie begann den Vortrag mit den herzlichsten Glückwünschen zum 85. Geburtstag von *Hermann Bausinger* (Tübingen): »I am so glad that I have been chosen, and I can't tell you how much it means to me. In fact his work […] the idea of empirical culture research and the critical re-evaluation of the field of Volkskunde and folklore have really had a huge impact internationally and not only in Germany. So I am really honoured and congratulate you to your 85th birthday.«

Mit zahlreichen Bildern und Insiderwissen nahm sie das Publikum mit in den Prozess des Aufbaus des Museums der Geschichte der polnischen Juden, das auf dem Standort des früheren Warschauer Ghettos derzeit erbaut wird. Dabei schilderte Barbara Kirshenblatt-Gimblett die Architektur und das städtische Umfeld, die Konzeption der Räume und die Inszenierung der Objekte im zukünftigen Museum der tausendjährigen jüdischen Geschichte in Polen und betonte die Museumskonzeption, nach der das neu gegründete Museum keine Repräsentation des jüdischen Lebens darstellen und keine Masternarrative erzählen will, sondern stattdessen ein Forum und ein Ort der Begegnung sein soll: »I would like to suggest that we go beyond representation«.

Nicht nur der transatlantische Wind, der so erfrischend an diesem Abend durch die honorige Aula wehte, blieb vielen nachhaltig in Erinnerung, sondern für viele war

Hermann Bausingers Auftritt selbst Anlass über Zeit, berufliche Stationen, Vorbilder und Lebenswege nachzudenken. »Was ich jetzt toll fand – also mit Bausingers Geburtstag – diese Lecture zu seinen Ehren und auch ihn zu hören – dass er noch so spritzig ist und witzig, das hat mich schon sehr berührt. Also, das ist jetzt sehr persönlich, aber mir ist so klar geworden, dass jetzt auf einmal meine Generation die ist, die am Ball ist, und dass die ganzen Leute, zu denen man immer aufgeschaut hat, auch festgemacht an Bausinger, der immer so eine Lichtgestalt war und ist, aber mit 85 ist natürlich auch irgendwann mal ein Ende in Sicht. Da wird dann auch immer so die Staffel weitergegeben, das ist vielleicht auch der Sinn von solchen Tagungen.«

Neben dem Begrüßungsabend und dieser Abendveranstaltung in der Tübinger Aula war ein Abend auch für die Treffen der verschiedenen dgv-Kommissionen reserviert. Parallel dazu fand am Landestheater Tübingen eine von *Ina Dietzsch* (Berlin) organisierte szenische Lesung statt.

In der anschließenden Podiumsdiskussion wurden mit den Theaterschaffenden und den WissenschaftlerInnen über die Möglichkeit der Darstellung und Bearbeitung soziologischer und ethnologischer Befunde mit künstlerischen Mitteln debattiert.

Innen- und Außenblicke

»Kultur_Kultur. Denken, forschen, darstellen« war das Motto des Kongresses. Dass mindestens zwei der nachgestellten Attribute weit in die Gesellschaft hineinreichen (sollten), ist bereits grundlegend in ihnen verankert. »Kultur forschen« heißt in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft, dass man ins Feld geht, den Blick auf die alltagskulturellen, politischen und gesellschaftlichen Praxen und Diskurse richtet. Appelle wie »kollaboratives Forschen«, die »Interviewten als ExpertInnen ernst nehmen«, »theoretische Konzepte aus der Empirie entwickeln«, »aus der Perspektive der Migration forschen« sind Anforderungen, die die wissenschaftlichen AkteurInnen an sich selbst und ihre Disziplin stellen. Ähnliches gilt, wenn es um das Darstellen geht. Hier geraten Ausstellungen, Filme, aber natürlich auch die Publikationen der FachvertreterInnen in den Blick. Folglich ist nicht nur ein Blick des Faches nach außen, sondern auch ein Blick darauf, wie das Fach von außen wahrgenommen wird, angebracht.

So tauchten im polyphonen Raunen der Flurgespräche auch Stimmen auf, die eher einen kritischen Außenblick aufs Fach verlauten lassen: »Ich war länger auf keinem Kongress und wollte einfach mal gucken, was sich so tut im Fach. Zum einem hat sich rausgestellt, dass viele Dinge noch gleich sind – seit 15 Jahren. Aber es gab auch neue und

spannende Dinge, die über das Fach hinausgreifen, wie zum Beispiel die wechselseitige Befruchtung mit der Kunst und mit dem Theater. […] Merkwürdig – oder vielleicht auch nicht – ist, dass es so ein starker Selbstbespiegelungsdiskurs ist. Wenn man an der Uni ist, ist immer die Uni die Welt und die Uni bezieht sich dann auf die Welt, aber eigentlich ist die Uni die Welt selbst.«

Manche/r fragte sich während des Kongresses auch, ob die Volkskunde/Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft in ihrer Komplexität und thematischen Aktualität in den anderen Disziplinen überhaupt wahrgenommen wird. Insbesondere nach dem Vortrag von Andreas Reckwitz wurde wiederholt die Frage gestellt, warum ein Vertreter der (Kultur-)Soziologie bei einem Fachkongress der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft für die Theorielegung eingeladen wurde. Diese Kritik war jedoch nie mit einer Kritik an der Person oder am Vortrag selbst verbunden: »Was mir ein bisschen aufgestoßen ist – das hört sich jetzt vielleicht komisch an, weil der Reckwitz ja ein sehr souveräner Typ ist, der die Sachen wirklich gut formulieren kann. Ich find es aber nicht gut, dass sich ein Fachkongress gerade für die Theorielegung jemanden von außen holt. Das bestätigt leider dann das Bild von dem Fach, das bestimmte Sachen selbst nicht bedienen kann – als ob es ein theorieloses Fach ist. Das ist es ja überhaupt nicht mehr, schon sehr lange Zeit. Das fände ich wichtig, das einzubringen.« Während aber die Einladung eines Kollegen aus der Nachbar-, oder sollte man lieber sagen: Schnittstellendisziplin von vielen eher kritisch gesehen wurde, hätte sich manch eine/r ein wenig (mehr) Austausch mit den EthnologInnen gewünscht, die ja nur wenige Tage vorher in Wien zu dem Thema »Wa(h)re ›Kultur‹? Kulturelles Erbe, Revitalisierung und die Renaissance der Idee von Kultur« getagt hatten: »Die Fragen hinsichtlich der unterschiedlichen Verwendungen und Semiotiken des Kulturbegriffs wurden letzte Woche auch mal wieder – oder man könnte auch sagen – immer noch von den ›anderen‹ EthnologInnen auf dem Kongress der DGV in Wien diskutiert und ich finde, gerade weil wir sowohl thematisch als auch namentlich immer wieder in Berührung kommen, einen Austausch über den Kulturbegriff auch untereinander sehr wichtig.«

Aber auch angesichts der Berichterstattung rund um den Kongress in der Lokalpresse ist die Frage nahe liegend, wie es um die Kommunikation im Fach bestellt ist und wohin die wissenschaftlichen AkteurInnen ihre Expertise bezüglich gesellschaftspolitisch brisanter und relevanter Kompetenzen tragen. Das Titelbild der Vorankündigung des Kongresses im »Schwäbischen Tagblatt« ist ein geschnitzter Ziegenkopf unterschrieben mit: »Wo wird der Geißbock zum Nikolaus? Ein Institut stellt sich aus«.[3] Aber man

3 Schwäbisches Tagblatt, 20. September 2011.

kann im »Schwäbischen Tagblatt« nicht nur lesen, dass die Frage »Empirische Kulturwissenschaft – was soll denn das sein?« seit nunmehr 40 Jahren eine unbeantwortete ist,[4] sondern dass das Institut vielmehr selbst zur unübersichtlichen Vielfalt der Kulturbegriffe beigetragen habe: »Dass der Kulturbegriff heute so viele Facetten hat und darunter auch wilde Mischungen aus geschnitzter Volkskunst, industriellem Weihnachtskitsch und Comicfiguren unangestrengt zusammenfinden, ist auch ein Verdienst der Tübinger [EKWler] und kann sogar von den Wänden ihres Hauses abgelesen werden.«[5] Nun mag man anmerken, dass die Einschätzung des Impetus des Faches für die Gesellschaft durch ein Provinzblatt nicht das Gewicht einer Besprechung der Disziplin in der FAZ oder einer Fachzeitschrift hat. Andererseits sind gerade in einer Klein- und Universitätsstadt wie Tübingen das »LUI« und die wissenschaftlichen AkteurInnen, allen voran Hermann Bausinger, den meisten TübingerInnen und zuvorderst den JournalistInnen wohlbekannt. In seinen Begrüßungsworten hob Dekan Prof. Dr. Josef Schmid hervor, dass die Projekte des LUI gut sichtbar seien und in die Stadt sowie das Umland hineinreichten. Sollte da nicht 40 Jahre nach den »Abschied vom Volksleben« dieser auch wahrgenommen werden? Oder ist der Einbezug des Traditionellen ein geschickter Schachzug der Tübinger, ein Türöffner für ein breiteres Publikum, das dann, nachdem es die Tür mit der Überschrift »Volkskunde« durchschritten hat, mit unerwartet unkonventionellen Themen und Ansichten einer Empirischen Kulturwissenschaft konfrontiert wird? Die gekonnte Verknüpfung von alt und neu und das für manche vielleicht antiquiert anmutende Beharren auch auf »traditionellen« Feldern am Tübinger Institut weist in diese Richtung und spiegelt sicher auch nicht zuletzt die lokalen Widersprüche: »Was mich überrascht hat – also ich bin das erste Mal in Tübingen und wusste ja viel vom Institut als Reformer und Rebellen – aber ich hatte das Stadtbild nicht dazu. Das hat mich erstmal sehr überrascht – denn diese Stadt wirkt so harmonisch und so schick und elitär. Aber letztendlich ist das dann auch wieder nicht so überraschend, weil oft in so scheinbar harmonischem Umfeld dann auch Reibungen entstehen.«

Berlin/München Sanna Schondelmayer

4 Schwäbisches Tagblatt, 22. September 2011, S. 21.
5 Schwäbisches Tagblatt, 20. September 2011.